

DAS
ICH

UND
DIE

WELT

DAS ICH UND DIE WELT

EIN RELATIVER DIALOG

IM GESPRÄCH MIT HANNAH MONYER & KLAUS FIEDLER

Informationen überfluten uns, schon bevor wir geboren werden, bewusst oder auch unbewusst begeben wir uns in einen Dialog mit der Welt. Unentwegt müssen wir Impulse von „draußen“ verarbeiten und „drinnen“ mit unserem Wissen und unseren Vorstellungen, die wir von klein auf ausbilden, in Einklang bringen. Die beiden Antagonisten „draußen“ und „drinnen“ kennzeichnen gleichermaßen auch historische und moderne Gesellschaften: Es gibt – in unterschiedlichem Ausmaß – in jeder Gesellschaft Gruppen, denen die soziale oder politische Teilhabe verwehrt ist. Ebenso unterschiedlich wie die Gründe hierfür sind die Auswirkungen der Ausgrenzung, und nicht immer sind sie sichtbar. Über die Dialektik von „draußen“ und „drinnen“, die Bedeutung für unser Selbstbild und unsere Interaktionen in und mit der Welt diskutieren die Neurobiologin Hannah Monyer und der Sozialpsychologe Klaus Fiedler. Dabei zeigt sich, wie hochgradig relativ beide Begriffe sind.

W

Wesentlich für unser Erleben von „draußen“ und „drinnen“, von Ausgeschlossen-sein und Zugehörigkeit ist der Begriff der „Sozialen Identität“. Herr Prof. Fiedler, was ist damit gemeint?

Prof. Fiedler: Wir beziehen unsere Identität nicht nur aus dem, was wir an individuellen Eigenschaften und Merkmalen besitzen, sondern auch aus dem, was wir repräsentieren – die Familie, der wir angehören, das Unternehmen, in dem wir arbeiten, die Kultur, in der wir leben, oder auch die Fußball-Mannschaft, deren Mitglied wir sind. Die soziale Identität ist somit derjenige Teil unseres Selbstkonzepts, den wir aus unserer Mitgliedschaft in Gruppen gewinnen. Er formiert sich, indem wir soziale Vergleiche anstellen. So gelangen wir schließlich zu einer Vorstellung von uns selbst, zu einer persönlichen Identität, die alles Weitere beeinflusst: unsere Lebenszufriedenheit etwa, unsere Motivation und unser Anspruchsniveau, das wir uns selber setzen. Kaum ein anderer Bereich unseres Wissens ist so ausgeprägt wie das Wissen über uns selbst. Damit ist unser Selbst die raffinierteste Gedächtnisstruktur, über die wir verfügen.

Die soziale Identität bestimmt aber auch, wen wir als „drinnen“, also als Mitglied der eigenen Gruppe, und wen wir als „draußen“ betrachten. Das Verhalten, das sich hieraus ergibt, bezeichnen Sozialpsychologen als „Ingroup-Outgroup-Bias“. Demnach bevorzugen wir die Mitglieder der „Ingroup“, der eigenen Gruppe zuungunsten der Angehörigen der „Outgroup“, der Gruppe der anderen. Ein Fußballfan beispielsweise wird ein Foul-Spiel des eigenen Teams tendenziell herunterspielen, während er jedes Foul-Spiel der gegnerischen Mannschaft als dramatisches Vergehen erleben wird. Allein die Tatsache, dass wir über Mitglieder der eigenen Gruppe naturgemäß mehr wissen als über Nicht-Mitglieder, reicht dabei aus, um eine Verzerrung entstehen zu lassen. Der Sozialpsychologe Henri Tajfel hat bewiesen, dass sich diskriminierendes Verhalten zwischen der In- und der Outgroup bereits bei willkürlich erzeugten, sogenannten minimalen Gruppen einstellt, also Gruppen, die weder eine gemeinsame Geschichte noch eine gemeinsame Zukunft haben und die nur nach einem oberflächlichen Merkmal gebildet wurden wie der gleichen Lieblingsfarbe oder dem gleichen Autokennzeichen.

„Die Erfahrungen der ersten Lebensjahre bestimmen unser Bild von der Welt und unsere Erwartungen an die Welt.“



Professor Hannah Monyer



Professor Klaus Fiedler

„Unser Erleben, unsere Emotionen sind relativ.“

Frau Prof. Monyer, unser Selbst nimmt in unserem Gedächtnis offensichtlich großen Raum ein. Wie beschäftigt sich die Neurobiologie hiermit?

Prof. Monyer: In der Tat ist das Gedächtnis sehr wichtig, um das Sammelsurium an Repräsentationen von uns zu speichern, die das Ich, das Selbst darstellen. Mich interessiert daran zum einen, wie wir dieses episodische Gedächtnis bilden; zum Zweiten beschäftigt mich die Frage, inwiefern Analogien zu dem bestehen, was wir als kulturelles Gedächtnis bezeichnen. Denn unser individuelles Gedächtnis ist nicht einfach ein Abbild der Welt, so wie sie ist. Vielmehr wird dieses Abbild vom ersten Moment unseres Erlebens an hochgradig modifiziert und transformiert. Zum einen findet also ein direkter Dialog mit mir und der Welt statt, während ich eine Repräsentation jener Welt im Kopf bilde. Zum anderen wird dieser Dialog beeinflusst durch analoge Prozesse in der Gesellschaft, die bestimmen, was in unserem individuellen Gedächtnis Bestand hat und was nicht.

Das „Außen“ spielt demnach bei allen Lern- und Gedächtnisprozessen eine große Rolle. Jede Veränderung in mir, in meinem Kopf, an meinen Synapsen und in meinem Körper-

gedächtnis beruht auf einem kontinuierlichen Dialog mit der mich umgebenden Welt. Dabei gibt es keine klare Trennung zwischen der Welt, dem „Draußen“, und meinem Erleben, dem „Drinnen“, denn beides ist relativ. In diesem Moment, in dem wir uns hier unterhalten, empfinde ich als „drinnen“ beispielsweise den Raum, in dem wir uns befinden, und die hier Anwesenden. Wenn ich mich nun aber in einen Dialog mit nur einem von Ihnen begeben würde, dann wäre mein „drinnen“ nur noch dieses Zwiegespräch. In meiner eigenen Identität erlebe ich sehr stark, wie relativ Wahrnehmungsprozesse sind. Ich, die ich zu den Siebenbürger Sachsen gehöre – einer deutschsprachigen Minderheit im Zentrum Rumäniens –, habe mich in meiner Heimat immer viel stärker als Deutsche gefühlt. Seitdem ich aber in Deutschland lebe, ist mir bewusst geworden, wie rumänisch ich eigentlich bin und dass die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe auch ein Teil meiner Identität ist. Unsere Wahrnehmung ist also stets abhängig von dem Kontext, in dem wir uns befinden.

Prof. Fiedler: Das kulturelle oder auch transaktionale Gedächtnis, das Sie erwähnt haben und das aktuell immer stärker in den Fokus sozialpsychologischer Untersuchungen rückt, halte ich für hoch spannend. Ein Großteil des Wissens – der Teil nämlich, der eine Kultur ausmacht – ist nicht nur in individuellen Gedächtnissen, sondern allgemein zugänglich, in Schul- und Geschichtsbüchern etwa. Dieses Wissen aber ist gefiltert und hoch selektiv. Nehmen wir zum Beispiel die öffentliche Berichterstattung: Bestimmte Nachrichten haben eine viel höhere Wahrscheinlichkeit, ständig wiederholt und ausgetauscht zu werden als andere. Ich behaupte, dass Ansätze, die das transaktionale Gedächtnis fokussieren, für viele individuelle und gesellschaftliche Prozesse eine größere Erklärungskraft haben als Ansätze, die lediglich das individuelle Gedächtnis betrachten.

Sie sprachen davon, wie relativ und selektiv unsere Wahrnehmung ist. Lassen Sie uns einen Schritt zurückgehen: Wie dringen Reize von außen in unser Gehirn?

Prof. Monyer: Meine Arbeitsgruppe forscht vor allem am räumlichen Gedächtnis. Der Seh-Sinn ermöglicht es uns, einen Raum sehr schnell einschätzen und repräsentieren zu können, ohne dass wir uns in diesem bewegen müssen. Dies ist auch bei Nagern der Fall, obgleich ihr Seh-Sinn im Vergleich zu dem menschlichen nur rudimentär ausgeprägt ist. Allein die visuellen Reize reichen aus, um Analogien zu vorhergehenden Erfahrungen zu bilden und räumliche Ausmaße zu erfassen.

Bereits das allererste Signal, das unser Gehirn über die Augen und die primäre Sehrinde erreicht, ist allerdings gefiltert. Die Reizaufnahme wird beeinflusst durch meinen Wachheitszustand, meine Aufmerksamkeit und viele andere Prozesse mehr. Ein und dasselbe Bild kann in einer Stunde

etwas ganz anderes in mir auslösen als in diesem Moment. Schon bei sehr simplen Gegenständen wie einem Dreieck oder einem Kreis kommt es bei jeder Betrachtung zu einer leicht veränderten Repräsentation. Auch hier spielt das Gedächtnis eine wichtige Rolle – denn ich gehe mit Erwartungen in die Welt, ich komplettiere fehlende Teile eines Bildes gemessen an dem, was ich zuvor gelernt habe, und kann dank meiner Erfahrungen gegebenenfalls Muster erkennen. Die grundlegenden Prinzipien des Filterns, des Überschreibens und des Modifizierens von Wahrnehmung finden sich übrigens bei allen fünf Sinnen.

Welche Vorgänge laufen aus sozialpsychologischer Sicht bei der Reizaufnahme ab?

Prof. Fiedler: Ein wesentliches Konzept ist die Unterscheidung von zwei komplementären Funktionen des adaptiven Verhaltens: „Akkommodation“ und „Assimilation“ – zwei Begriffe, die auf den Schweizer Entwicklungspsychologen Jean Piaget zurückgehen. Akkommodation meint, dass ein Individuum seine innere Welt durch Schaffen eines neuen Wahrnehmungsschemas an die äußere Welt anpasst. Das Gegenstück hierzu ist die Assimilation, die das Zuordnen eines Reizes zu einem bereits vorhandenen Wahrnehmungsschema bezeichnet. Im ersten Fall also passen wir das eigene Verhalten an die Umwelt an, im zweiten Fall die Außenwelt an das Verhalten. Damit prägen wir der Außenwelt unser Innenleben auf und umgekehrt.

Ein kleines Kind zum Beispiel, das lesen lernt, muss jedes Wort Buchstabe für Buchstabe zusammensetzen. Diese Art des Leseprozesses wird als akkommodativ bezeichnet. Ein Kind, das bereits lesen kann, wird anders vorgehen: Es assimiliert. Das heißt, dass es Wortgestalten, die Kontur von Wörtern und bestimmte Begriffe kennt und wie Hypothesen benutzt, um die Bedeutung des gelesenen Textes zu erschließen. Für unsere Entwicklung ist es sehr wichtig, dass wir beides können: akkommodieren und assimilieren. Denn in dem Moment, in dem wir lernen und kumulativ unser Wissen aufbauen, wollen wir nicht immer wieder vom Nullpunkt anfangen. Viel effizienter ist es, bereits erlernte Kategorien zu nutzen und auf ihnen aufzubauen.

Prof. Monyer: Problematisch wird es, wenn meine Kategorien des Denkens früh gestört sind, da die Erfahrungen der ersten Lebensjahre unser Bild von der Welt und unsere Erwartungen an die Welt bestimmen. Die in dieser Phase erlernten Kategorien sind beinahe vergleichbar mit genetisch eingeschriebenen Informationen. Sie zu verändern dürfte sich in späteren Jahren als sehr schwierig erweisen.

Die zentralen Lernprozesse haben demnach ein bestimmtes Zeitfenster?

Prof. Monyer: Ja, wir nennen es das Fenster der Plastizität, das „window of plasticity“. Wie lange dieses Zeitfenster offen ist, hängt vom jeweiligen Hirnareal ab. Bei Tieren



PROF. DR. HANNAH MONYER ist seit 1999 ärztliche Direktorin der Klinischen Neurobiologie an der Universitätsklinik Heidelberg, einer Brückenabteilung zwischen Medizinischer Fakultät, Universität und Deutschem Krebsforschungszentrum. Nach ihrer Approbation 1983 in Heidelberg arbeitete die gebürtige Rumänin zunächst als Assistenzärztin in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Mannheim, dann in der Neuropädiatrie in Lübeck. 1986 wechselte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an die kalifornische Stanford University und kehrte drei Jahre später an das Zentrum für molekulare Biologie nach Heidelberg zurück. Dort erhielt sie 1993 ihre Lehrgangsbefugnis für Biochemie, wurde im darauffolgenden Jahr Stiftungsprofessorin und baute ihre eigene Forschungsgruppe auf. Für ihre wissenschaftlichen Leistungen erhielt Hannah Monyer unter anderem den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2004) und den Gay-Lussac-Humboldt-Preis des französischen Hochschul- und Forschungsministeriums (2005).

Kontakt: h.monyer@dkfz-heidelberg.de

beispielsweise ist der visuelle Kortex sehr lange plastisch, der sensorische Kortex vergleichsweise kurz. Das heißt nicht, dass unser Denken ab irgendeinem Punkt nicht mehr modifizierbar wäre, mit zunehmendem Alter aber wird dies immer schwieriger. Forscher haben zum Beispiel herausgefunden, dass wir eine Sprache nur etwa bis zum neunten Lebensjahr akzentfrei erlernen können. Verantwortlich hierfür ist die abnehmende Plastizität diverser Hirnareale, deren Aufgabe die Sprachwahrnehmung und Sprachprozessierung ist.

Das klingt ganz so, als ob das Gehirn eine beschränkte Kapazität habe. Ist das richtig?

Prof. Fiedler: Dass es uns im Alter schwerer fällt, neue Lerninhalte aufzunehmen, ist keine Frage der begrenzten Gedächtniskapazität, sondern eher eine Frage der funktionellen Gebundenheit. Wenn das Gedächtnis erst einmal mit zu vielen Wissensinhalten und Prozeduren okkupiert ist, die sich noch dazu über einen langen Zeitraum hinweg bewährt haben, dann fällt es schwer, solche lange benutzten und fest eingefahrenen Strukturen zu überschreiben und etwas gänzlich Neues zu erlernen. Dabei ist das reine Wissen übrigens fest mit sogenannten senso-motorischen Vorgängen verbunden. Mit Messungen der elektrischen Muskelaktivität kann man zum Beispiel zeigen, dass wir Texte, die wir lesen, im Kopf leise mitsprechen und submotorisch nachbilden. Mit jedem gelesenen Text also gräbt sich die Sprache tiefer in das Gedächtnis ein. Je älter wir sind, desto schwerer wird es uns fallen, diese manifestierte Routine zu durchbrechen und umzuprogrammieren.

„Unser Gedächtnis ist nicht einfach ein Abbild der Welt, so wie sie ist. Vielmehr wird dieses Abbild vom ersten Moment unseres Erlebens an hochgradig modifiziert und transformiert.“

Hannah Monyer

Prof. Monyer: Richtig, unsere Lernfähigkeit ist deswegen eingeschränkt, weil wir in Kategorien denken und neuen Lerninhalten mit diesen Kategorien im Hinterkopf begegnen. Passt das Neue nicht in die bereits vorhandenen Kategorien, müssen diese entweder umgelernt, ausgeschaltet oder relativiert werden. Dafür können wir mit zunehmendem Alter auf eine größere Bandbreite von Erfahrungen zurückgreifen und schneller Bezüge

DEAR READERS OF RUPERTO CAROLA,

You are looking at the latest edition of our research magazine, entitled OUTSIDE & INSIDE – a subject that has many dimensions: spatial, social and systemic. Heidelberg scientists are currently investigating such topics as identity formation and how our self develops in relationship with the world, the social and political dynamics of integration and exclusion, and the relationship between language and migration. The wide range of socially relevant subjects in this fifth edition of Ruperto Carola once again reflects our selfimage as a comprehensive research university whose disciplinary strengths encourage interdisciplinary and transdisciplinary thinking, working, research and teaching.

I wish you an inspiring and productive reading experience!

Prof. Dr Bernhard Eitel
Rector of Heidelberg University

„Dass es uns im Alter schwererfällt, neue Lerninhalte aufzunehmen, ist keine Frage der begrenzten Gedächtniskapazität, sondern eher eine Frage der funktionellen Gebundenheit.“

Klaus Fiedler

herstellen, wie folgendes Beispiel aus der Kreativitätsforschung zeigt: Mathematiker oder Physiker haben ihren großen Durchbruch gewöhnlich, bevor sie dreißig sind. Berufsgruppen aber, bei denen es in hohem Maße auf Erfahrung und auf akkumuliertes Wissen ankommt, können auch noch bis ins sehr hohe Lebensalter kreativ sein. Geniale Eingebungen, das „Außerhalb-der-Box-Denken“ fällt jungen Menschen leichter, synthetisches Denken hingegen und das Zusammenfügen unterschiedlichster Bezüge älteren Menschen.

Prof. Fiedler: Dieses Streben nach Neuem, das Ausbrechen aus dem Alten und das Transzendieren des Innenlebens, das wir Kreativität nennen, findet sich in der Tat auf allen Altersstufen – wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen und Formen. Kleine Kinder beispielsweise sind unglaublich kreativ im symbolischen Denken und beim Spracherwerb. Schon mit knapp zwei Jahren sind sie in der Lage, lange Sätze zu memorieren und zu strukturieren, obwohl sie deren Bedeutung nicht kennen. Auch die Art und Weise, wie sie beim Spracherwerb Inferenz-Schlüsse ziehen und Regeln extrahieren, ist ein hoch kreativer Prozess. In anderer Hinsicht sind sie hingegen überhaupt nicht kreativ: Sie haben keinen Humor, und sie können nicht gut mit Metaphern und figurativer Sprache umgehen. Auch hier zeigt sich übrigens eine Analogie zu „draußen“ und „drinnen“: Das kreative Denken – eine produktive Leistung, die etwas Neues hervorbringt – entspricht dem Außen, das reproduzierende Denken dem Innen.

Für unsere Denkstrukturen ebenfalls wichtig und genauso ein Teil der Dialektik von „draußen“ und „drinnen“ ist das sogenannte Inklusions-/Exklusionsmodell, das von den Sozialpsychologen Norbert Schwarz und Herbert Bless – beide ehemalige Heidelberger – entwickelt wurde. Dieses Modell erklärt, warum in manchen Fällen Assimilations-, in anderen Fällen Kontrasteffekte entstehen. Ein Beispiel: Wenn ich im Kontext einer Aussage zu Richard von Weizsäcker – einem gemeinhin positiv gesehenen Politiker – nach Meinungen zur CDU frage, werden diese davon abhängen, ob ich zunächst die CDU-Mitgliedschaft Weizäckers betone oder ob ich seine Tätigkeit als Bundespräsident hervorhebe. Im ersten Fall wird die Partei mit Weizsäcker assimiliert und entsprechend positiv beurteilt, im zweiten Fall wird sie mit ihm kontrastiert und somit negativer beurteilt.

Womit wir wieder bei den eingangs erwähnten Vergleichsprozessen wären, die für die Formierung der eigenen Identität, aber auch für unsere Beurteilung anderer offenkundig sehr wichtig sind ...

Prof. Monyer: Für derartige Vergleiche lassen sich zahlreiche Beispiele finden, etwa auch aus der Motivationsforschung. Wenn ein Mitglied meiner Arbeitsgruppe sehr erfolgreich ist, dann kann das die gesamte Gruppe anstacheln und mitziehen. Anders ist es jedoch, wenn derjenige, an dem ich



PROF. DR. KLAUS FIEDLER forscht und lehrt seit 1992 am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg. Er studierte Psychologie in Gießen und lehrte dort über zehn Jahre, bevor er 1990 auf eine Professur für Mikrosociologie und Sozialpsychologie an die Universität Mannheim und zwei Jahre später auf eine Professur für Sozialpsychologie nach Heidelberg wechselte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen unter anderem die Zusammenhänge zwischen Sprache und sozialer Wahrnehmung, Prozesse der sozialen Informationsverarbeitung sowie die Beziehungen zwischen Gruppen. Seit 2002 ist Klaus Fiedler Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Im Jahr 2000 wurde seine Forschung mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet sowie mit dem Deutschen Psychologie-Preis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

Kontakt: klaus.fiedler@psychologie.uni-heidelberg.de

THE SELF AND THE WORLD

A RELATIVE DIALOGUE

INTERVIEW WITH HANNAH MONYER & KLAUS FIEDLER

We are inundated with information long before we are born: From our very beginnings we engage, consciously or unconsciously, in a dialogue with the world and with our social environment. Countless stimuli from the ‘outside’ must be processed ‘inside’ and brought in line with our knowledge and the perceptions that we form from an early age. These two antagonists, ‘outside’ and ‘inside’, also characterise both historical and modern societies: Every society has groups that it excludes, to varying extents, from social or political participation. The reasons for this are as varied as the effects of such marginalisation, and they are not always immediately apparent.

In an interview with the editors of ‘Ruperto Carola’, neurobiologist Hannah Monyer and social psychologist Klaus Fiedler discuss the dialectic of ‘outside’ and ‘inside’. They explain what the terms mean for our self-image, our experiences and our interaction with our environment and outline the methods we use to adjust outside stimuli to our mindset, and conversely, the circumstances in which we adapt existing attitudes – our ‘inside’ – to the environment. They go on to describe how processes of inclusion and exclusion influence our assessments and judgments, and what significance social comparisons have for our experiences and emotions. The discussion shows that ‘outside’ and ‘inside’ are highly relative terms in their various contexts. ●

PROF. DR HANNAH MONYER became medical director of Heidelberg University Medical Centre's Department of Neurobiology in 1999 – the department is operated jointly by the Medical Faculty, the university and the German Cancer Research Center. Romanian-born Hannah Monyer obtained her medical licence in Heidelberg in 1983 and completed her residency at the Department of Child and Adolescent Psychiatry in Mannheim and at the Department of Neuropediatrics in Lübeck. In 1986 she accepted a position as research assistant at Stanford University in California; three years later, she returned to Heidelberg's Center for Molecular Biology (ZMBH), where she earned her teaching credentials in biochemistry in 1993. The following year, she was appointed to an endowed professorship and established her own research group. Hannah Monyer has received a number of awards for her work, among them the Gottfried Wilhelm Leibniz Prize of the German Research Foundation (2004) and the Gay Lussac Humboldt Award of the French Ministry of Higher Education and Research (2005).

Contact: h.monyer@
dkfz-heidelberg.de

PROF. DR KLAUS FIEDLER joined Heidelberg University's Institute of Psychology in 1992. He studied psychology in Gießen, where he taught for ten years before accepting the Chair of Microsociology and Social Psychology at Mannheim University in 1990. Two years later, he transferred to the Chair of Social Psychology in Heidelberg. Dr Fiedler's research interests include the connection between language and social perception, social information processing and the relations between groups. He became a member of the German Academy of Sciences Leopoldina in 2002. In 2000, he was awarded the Gottfried Wilhelm Leibniz Prize of the German Research Foundation and the German Psychology Award of the German Society for Psychology in recognition of his work.

Contact: klaus.fiedler@
psychologie.uni-heidelberg.de

“Any change within us is based on a continuous dialogue with our environment. But there is no clear distinction between our experience – the ‘inside’ – and the world – the ‘outside’. Both are relative.”

mich messe, unerreichbar scheint. Dann wird mich dieser Vergleich eher deprimieren. In einem Fall hebt uns der soziale Vergleich, im anderen Fall senkt er uns. Ich denke, jeder von uns kennt diesen Effekt, wenn er in sich hineinhorcht.

Prof. Fiedler: Unser Erleben, unsere Emotionen sind relativ. Das zeigt auch folgendes Beispiel: Wer es sehr schwer hat im Leben, wird sich über ein kleines Erfolgserlebnis, eine kleine anerkennende Geste eher freuen können als jemand, dem alles in den Schoß fällt. Die Dialektik zwischen Assimilation und Kontrast, zwischen „draußen“ und „drinnen“ findet sich auf vielen Ebenen wieder.

Prof. Monyer: Auch folgendes Spannungsfeld fällt in diese Logik: das Alte und Vertraute versus das Neue und Aufregende. In meiner Zeit als Ärztin in der Mannheimer Kinderpsychiatrie konnte ich jeden Tag Säuglinge beobachten, die hin und her gerissen waren zwischen dem Bestreben, die Welt zu erschließen, und dem Bedürfnis, sich bei der Mutter rückzuversichern. Beide Verhaltensweisen für sich alleine genommen wären pathologisch: Wenn keine Expansion stattfände, würde das Kind nichts hinzulernen. Ein Kind aber, das einfach drauflosrennt, begibt sich in Gefahr und

wird sich womöglich verletzen. Diese Kombination von Ausbruch und Rückversicherung zeigt sich auch in kulturellen Kontexten. Letztere findet ihren Ausdruck beispielsweise in Ritualen und Bräuchen: Das Wiederholte gibt uns Sicherheit, es bezeugt unsere Gruppenzugehörigkeit. Eine stetige Repetition jedoch würde uns auf Dauer langweilen und lähmen.

Prof. Fiedler: Dass ein Stimulus allein durch wiederholte Präsentation als angenehmer empfunden wird, nennt man in der Psychologie den „Near-Exposure-Effekt“. Dieses Phänomen ist biologisch tief verankert, denn ein Reiz, den man mehrfach gesehen und überlebt hat, kann so schlimm nicht sein. Das Neugierde-Verhalten, die Tendenz, auszubrechen und das Unbekannte zu suchen, wird hingegen als „Sensation-Seeking“ bezeichnet. Welcher dieser beiden Effekte die Oberhand gewinnt, hängt stark vom Kontext ab: Ein Student, der neu in Heidelberg ist und niemanden kennt, wird zunächst das Vertraute suchen und dankbar für jede Orientierung sein, sprich im „Drinnen“ bleiben. Je mehr Sicherheit er gewinnt, desto eher wird er sich wieder etwas Neuem zuwenden, das „Draußen“ suchen. Auch dies ist relativ. ●

Das Interview führten Marietta Fuhrmann-Koch & Ute von Figura